

IST DIALEKTOLOGIE LINGUISTIK?

Es ist ein eigenartiges Gefühl, so viele Menschen versammelt zu sehen, die sich der Erforschung der Dialekte verschrieben haben. Spätestens seit 1875 müssten wir ja eigentlich wissen, dass es keine Dialekte gibt, und es waren doch ausgerechnet die Dialektologen, die solche nihilistische Meinungen in Umlauf gebracht haben.¹

Die Verleugner des Dialekts wandten sich offensichtlich gegen eine ältere Auffassung von Dialekt, die von den „Leuten“ und den ersten Dialektologen geteilt wurde: Dialekt ist eine Sprachform, die nicht in der Schule gelernt und auch nicht geschrieben, die aber auf einem grösseren Gebiet gesprochen wird.

Seither leiden wir an einer gewissen Schizophrenie. Ich neigte dazu, die nihilistische Auffassung der neuern Dialektologen zu teilen, wenn ich mich als Dialektologe gebärde. Wenn ich mich aber als normaler Mensch gebärde, dann behaupte ich nach wie vor wie seit jeher, mein Dialekt sei das Luzerndeutsche, das zwar kein riesenhaftes, aber dennoch ein beachtliches Gebiet einnimmt. Und ich bleibe bei der Behauptung, obwohl meine Frau, die aus dem Nachbardorf stammt, *Boum* sagt, während ich *Baum* sage. Aber auch sie beharrt darauf, Luzerndeutsch zu sprechen, und sie verwahrt sich dagegen, dass man ihr wegen eines so geringen Unterschieds das Luzerndeutsche absprechen wolle. Die meisten andern normalen Menschen werden ihr Recht geben. Ich auch, wenn ich mich nicht als Dialektologe gebärde.

Gewöhnlich beruhigt man sich bei solchen paradoxen Befunden damit, dass man es eben mit einem Gegensatz zwischen wissenschaftlicher und alltagssprachlicher Auffassung zu tun habe. Trostversuche dieser Art haben mich immer – sagen wir mal: irritiert.

Das Programmkomitee des Kongresses hat wohl geglaubt, freundlich zu handeln, indem es mir die Wahl meines Themas frei gestellt hat. Ich wurde bloss gebeten, etwas eher Traditionelles vorzubringen, weil der Schlussredner sich der Zukunft annehmen werde. Leider hat sich bei der Ausarbeitung des Vortrags die Freundlichkeit des Programmkomitees als Fahrlässigkeit herausgestellt. Ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, die Zeitspanne, während der Sie mir ausgeliefert sind, zu missbrauchen, um Sie zwar mit etwas Traditionellem, aber eher Persönlichem zu belästigen. Nämlich mit eben jener Irritation über den Gegensatz zwischen dem Dialekt der Dialektologen und dem Dialekt der andern.²

* * *

1 „Il n’y a réellement pas de dialectes; il n’y a que des traits linguistiques qui entrent respectivement dans des combinaison diverses“ (PARIS 1888, 434). PARIS nannte diese Aussage „une loi“, das MEYER 1875 in der Rezension von ASCOLI 1878 formuliert habe.

2 Deswegen habe ich nicht nur die idiosynkratische Auswahl und Sicht der behandelten Autoren und Phänomene beibehalten, sondern auch Wortlaut und Stil des Referats.

Ich will meine Ausführungen mit einem Kollegen beginnen, für den der Gegensatz zunächst noch nicht bestand. 1876 versandte Georg Wenker den ersten Fragebogen zu den Dialekten seiner rheinischen Heimat – ein Unternehmen, das, wie Sie wissen, schliesslich zum *Sprachatlas des deutschen Reichs* geführt hat. Wenker gab als seine Absicht an, „eine genaue Dialectkarte der nördlichen Hälfte der Rheinprovinz (bis zu der den Rhein bei Sinzig schneidenden Dialectgrenze) herauszugeben“ (zit. bei MARTIN 1933, 4).

Man hat hinter dieser Absicht tiefer Liegendes vermutet, etwa dass Wenker die These von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze mit Hilfe der Dialektgeographie habe beweisen wollen. Dieser Mythos hat die Gedanken über näher Liegendes verdrängt, z. B. darüber, was Wenker denn eigentlich unter einem „Dialect“ verstand. Gegenüber seinen Gewährspersonen, den „Herren Hauptlehrern“ des Rheinlands, benutzte er synonym die Ausdrücke *Platt* und *Dialekt* und bat um die Übersetzung seiner Sätze in das „ortsübliche Platt“, ohne die Begriffe zu erklären.³ Er verliess sich auf das volksläufige Wissen, dass damit die gesprochene Sprache gemeint war, die sich von der Hochsprache in vielem und nicht nur sprachlich unterschied, und die sich auch von benachbarten Platts unterscheiden konnte, deshalb die Bestimmung „ortsüblich“. Auf soziale Unterschiede brauchte Wenker offenbar nicht einzugehen.

Die „Dialectkarte“ führte nun aber zu Problemen, weil sie „genau“ sein wollte. Das konnte nichts anderes bedeuten, als dass die Karte klare Dialektgrenzen verzeichnen sollte. Die Suche nach solchen Grenzen ist natürlich nur sinnvoll, wenn man annimmt, dass ein Dialekt nicht auf *eine* Ortschaft beschränkt ist, sondern dass mehrere Ortschaften ein und denselben Dialekt sprechen – z. B. das Rheinische Platt. Klare Grenzen würde auch bedeuten, dass die Grenzen eventuell unterschiedlicher Merkmale *alle* den gleichen geographischen Verlauf zeigen müssten.

Das erste und sehr bald erzielte Ergebnis des Wenkerschen Unternehmens war die Widerlegung dieser Vorannahmen: Wenker kam zur Einsicht, dass weder grössere Dialektgebiete existierten noch klare Grenzen zwischen ihnen. In der deutschen Dialektologie ergab sich daraus die Lehrmeinung, dass jeder Ort seinen eigenen Dialekt besitze (WIESINGER 1983, 807), die französische Dialektologie formulierte den radikaleren Satz, von dem ich ausgegangen bin: Es gibt in Wirklichkeit keine Dialekte. Es mag sein, dass hinter der französischen Formulierung auch ein Stück nationaler Sprachideologie steckte – dem Inhalt nach waren sich die deutschen und die französischen Dialektologen einig.

Das wirkliche Problem war also das Geltungsareal ein und derselben Sprechweise. Bis zur Ankunft der Dialektologie funktionierte als Prototyp (wie man heute wohl sagen würde) einer menschlichen Sprache die Schriftsprache, eine Sprachform also, die sich über viele Jahrhunderte auf einem grösseren Gebiet zu Einheitlichkeit und Regelmässigkeit entwickelt hatte; dabei hatte nach der Ansicht der Philologen die Schrift eine Rolle gespielt, wenn auch keine klar definierte. Daraus ergab sich

3 Die Zitate nach dem Schreiben an den Düsseldorfer Kreisschulinspektor, MARTIN (1933, 2). Das Schreiben an die Lehrer (mit den gleichlautenden Formulierungen) in Faksimile bei KNOOP / PUTSCHKE / WIEGAND (1982, 49).

wie von selbst der Schluss, dass eine respektable Sprache innere Konsistenz aufweisen, einen gewissen Raum einnehmen und sich klar von den Nachbarsprachen unterscheiden müsse. Verglichen mit einem solchen Prototyp waren nun aber die Dialekte schlechte Beispiele von Sprachen, weil sie (unter anderem) nur auf kleinen Gebieten galten. Der Frühdialektologe FRANZ JOSEPH STALDER beschrieb 1819 die geographische Verteilung der Vertretungen von mhd. *ei* im Schweizerdeutschen erstaunlich genau, und er wies auch auf die regelmässigen Lautentsprechungen zwischen den verschiedenen Mundarten hin. Jacob Grimm zitierte STALDER, aber für ihn war die *Kleinkammerung* des Sprachraums gleichbedeutend mit *Unregelmässigkeit der Entwicklung*. Für Grimm war klar, dass „entwickelte“ Sprache die Geltung auf einem grösseren Gebiet mit einschloss. Die Dialekte konnten schon aufgrund ihrer Kleinräumigkeit nicht die Resultate einer Entwicklung sein, sondern nur die Relikte eines Zerfalls. Selbst JOHANN ANDREAS SCHMELLER konnte den Meister nicht von seinem Vorurteil abbringen.⁴

Das Erstaunliche bei Wenker ist nun, dass er sich zwar der Einsicht nicht verschliessen konnte, dass klare Dialektgrenzen nicht existierten, dass er aber die Erhebung dialektalen Materials nicht aufgab. Zunächst mochte hinter diesen wiederholten Ausweitungen noch die Hoffnung gestanden haben, schliesslich würden sich aus dem Material doch irgendwie Gebiete ergeben. Sehr bald aber wurde zum Ziel seiner Bemühungen immer klarer das Material an sich. Er nannte den Zweck seines Tuns nun *Dokumentation*, und sie musste, wie es sich für einen gewissen Sammlertyp geziemt, möglichst vollständig sein und nicht weniger als sämtliche 50'000 Schulorte des Deutschen Reichs umfassen. Was diese Dokumentation eventuell zur Sprachwissenschaft beitragen könnte, das wurde immer mehr zu einer eschatologischen Frage, die vielleicht einmal in ferner Zukunft beantwortet werden würde.⁵

Dabei hatte Wenkers Dokumentation, vom Schöpfer kaum bemerkt, bereits einen eminent wichtigen sprachtheoretischen Beitrag geleistet: Die Dialektologie war es, die zum ersten Mal empirische Methoden benutzte, um die sprachliche Alltagsrealität der Sprecher ins Bewusstsein der Wissenschaft zu heben. Indem sie dies tat, wies sie die Fiktionalität homogener regionaler Varietäten nach. Das war an sich eine grossartige Leistung, aber sie erschien angesichts der herrschenden (auch der wissenschaftlichen) Ideologien zunächst als Mangel, weil nicht sein kann, was nicht sein darf. Diesen Mangel galt es mit grossem methodischem Aufwand zu überwinden: Immer mehr Fragebögen, immer mehr methodische Schärfe bei der Auswahl der Belegorte, der Gewährspersonen, der Fragebücher, der Gestaltung der Karten.

Und doch war das Wichtigste bereits gesagt: *Es gibt keine sprachliche Einheit über den Ortsdialekten.*

* * *

4 Zu dieser Auseinandersetzung s. HAAS (1990, 43–45) mit Nachweisen.

5 Der Wandel von Wenkers Motiven ist geschildert bei MARTIN (1933, 27–33) und ausführlich dargestellt von KNOOP/PUTSCHKE/WIEGAND (1982, 38–92).

Das obsoletere Konzept des Dialekts als Kleinsprachgebiet liess sich nicht so leicht verdrängen – zu sehr war es in den Köpfen der Leute verankert, als dass jene Leute, die Wissenschaftler gewordenen waren, es so ohne weiteres hätten über Bord werfen können. Die Geschichte der Dialektologie kann als eine Abfolge von Versuchen gesehen werden, die Ortsmundarten immer wieder neu zu kategorisieren – und zwar so zu kategorisieren, dass die Aussage von der Nichtexistenz der Dialekte sich irgendwie aufheben lassen würde.

Der Grundmechanismus ist der, dass wir jene Ortsmundarten zu einer höheren Einheit (einem Dialektgebiet) zusammenfassen, die gewisse Merkmale gemeinsam haben. Welche Merkmale wir zur Klassifizierung beiziehen, hängt von unserer Theorie und unsern Zielen ab. Im Zeitalter der historischen Linguistik lag es nahe, Merkmale auszuwählen, deren Isoglossen wenigstens streckenweise mit einer historischen Grenze zusammenfallen. Es werden zwar nie viele sprachliche Merkmale einen strikten Gleichlauf zeigen, und kaum je werden immer die gleichen Merkmale immer den gleichen historischen Grenzen folgen – aber wir werden auf diese Weise Isoglossen zusammenstückeln und Gebiete ausscheiden können.

Ein Vorteil des Vorgehens scheint es, dass die historische Grenze gleichzeitig zur *Erklärung* der Dialektgrenze herbeigezogen werden kann, und erklären ist ja die zentrale Aufgabe der Wissenschaft. Die historische, aussersprachliche Grenze wird als soziale Grenze aufgefasst, die den Umgang der Menschen miteinander zu behindern vermag. Deshalb verbreiten sich sprachliche Neuerungen schwieriger über solche Grenzen hinaus, es entsteht der historischen Grenze entlang eine sprachliche Grenze, eine Isoglosse. Wir erkennen das Verfahren der klassischen Sprachgeographie, und wir sehen auch, wie eng schon hier, wenigstens in der Theorie, der Zusammenhang zwischen Sprache und Gesellschaft gesehen wurde.

Aber der Gleichlauf von Isoglossen und historischen Grenzen hat bei der Vielzahl von Isoglossen und Grenzen, die aufeinander bezogen werden können, immer etwas Beliebiges an sich. Für die Einteilung der Mundarten des gesamtdeutschen Sprachgebiets hat FERDINAND WREDE, der Begründer der sprachgeographischen Methode in Deutschland, denn auch eine zweite Möglichkeit der Klassifizierung gewählt. Er verzichtete ziemlich konsequent auf historische Begründungen und klassifizierte sozusagen rein technokratisch: Er stützte sich auf Isoglossen, die es erlauben, das ganze Gebiet in hierarchisch geordneten, fast durchwegs binären Schritten in immer kleinere Gebiete zu unterteilen (DSA 9, Karte 56). Die französischen Philologen würden gesagt haben: Hier haben wir es ganz eindeutig mit *definitiones nominis* zu tun, nicht mit *definitiones rei*: Es geht darum, Einheiten aufgrund externer Kriterien klar abzugrenzen, denen man dann einen Namen zuordnet, damit man sich auf sie beziehen kann.⁶

Eine dritte Möglichkeit wäre es, jene Ortsmundarten zu einer Klasse zusammenzufassen, die sich durch gleiche Teilsysteme auszeichnen, indem sie etwa das

6 „Il n’y a pas moyen de procéder autrement, je l’accorde, mais ce n’est pas moins procéder arbitrairement. Il s’ensuit que le dialecte est une espèce bien plutôt artificielle que naturelle; que toute définition du dialecte est *une definitio nominis* et non *une definitio rei*.“ MEYER (1875, 295)

gleiche Kurzvokalsystem oder die gleiche Verbalflexion teilen.⁷ Dann gehen wir strukturalistisch vor, die Auswahl der berücksichtigten Merkmale ist vom System her begründet, und auf diese Weise können wir in der Tat recht schöne Gebiete konstruieren – aber natürlich nur, wenn wir bereit sind, all die unzähligen Merkmale wegzulassen, die *nicht* zum untersuchten Teilsystem gehören. In striktem Gegensatz zur älteren Sprachgeographie versuchten die strukturalistischen Ansätze, auch möglichst alle sprachlichen Veränderungen auf innersprachliche Gründe zurückzuführen (auf die berühmte Lücke im System etwa oder den phonologischen Abstand) und den Gleichlauf von Isoglossen auf Systemzwänge (etwa die Tendenz zur Symmetrie). Da solche Ursachen innerhalb des einzelnen Sprachsystems funktionieren, können gleiche Veränderungen überall auftreten, wo die gleichen Voraussetzungen gegeben sind, und da jede Ortsmundart ein System für sich ist, müssten die verändernden Ortsmundarten an sich *keine* Gebiete bilden. Aber genau das tun sie in der Praxis. Sprache ist offensichtlich nichts rein Innersprachliches.

Den auswählenden Methoden steht eine maximalistische gegenüber. Man kann ja auch jene Ortsmundarten zu einer Klasse zusammenfassen, die sich aufgrund sämtlicher bekannten Merkmale am wenigsten voneinander unterscheiden. Diese dialektometrische Klassen- oder Typenbildung kann wiederum zu schönen Gebieten führen, deren Einzelmundarten sich innerhalb eines bestimmten (allerdings wieder vom Dialektologen anzusetzenden) Ähnlichkeitsmasses situieren. Hier handelt es sich in der Tat um den Versuch, eine möglichst grosse Anzahl von Merkmalen in die Klassifikation einzubeziehen – leider mit der etwas unangenehmen Folge, dass sich die Charakteristika der Einzelmundarten im Ähnlichkeitsmass auflösen: Wir wissen, dass sich die Mundarten eines bestimmten geographischen Typs ähnlich sind, aber wir wissen nicht mehr, durch welche Merkmale die Ähnlichkeit zustande kommt und was diese Art Ähnlichkeit sprachlich bedeutet.⁸

Es gibt zweifellos weitere Klassifikationsverfahren, die wieder zu andern Dialektgebieten führen. Wichtig aber ist die Einsicht: Bei allen aufgefundenen Dialektgebieten geht es um eine Zusammenfassung von Ortsdialekten aufgrund gewisser Kriterien, es geht um „Typen“, es geht nicht um funktionierende Sprachsysteme.

Auf einer Klassifikation aufgrund bestimmter Merkmale beruht auch die volkstümliche Definition eines Dialekts wie die des „Luzerndeutschen“ oder des „Rheinischen Platts“. Nur wissen wir nicht, auf welche Merkmale sich „das Volk“ dabei stützt und wie es bei der Klassifizierung vorgeht.

WREDE meinte, bei der Erklärungen der Dialektlandschaft hätten Zungenmuskel und Gaumensegel die Führung an den Historischen Atlas abtreten müssen. Und er

7 Klassische Beispiele sind noch immer die Arbeiten W. G. MOULTONS, z. B. MOULTON (1960).

8 Vgl. dazu zahlreiche Arbeiten von HANS GOEBL (z. B. 1986, 2004), der die Dialektologen in zwei Lager gespalten sieht: die Typophilen (die sich nicht scheuen, Ortssprachen zu Typen zusammenzufassen, und die heutzutage Dialektometrie betreiben), und die Typophoben (die eben das in der Nachfolge MEYERS und PARIS' verabscheuen). Nur geht es hier eben um „Typen“, nicht um „Tokens“, und beide sollte man weder lieben noch verabscheuen, sondern so in ein Verhältnis setzen, dass man die Kommunikation zwischen Menschen begreifen könnte, die nur teilweise gleiche Tokens teilen.

freute sich darüber (1919/1963, 337). Für ausserlinguistische Erklärungen sprachlicher Fakten haben wir heute wieder sehr viel mehr Verständnis als noch vor wenigen Jahrzehnten, als der Strukturalismus *en vogue* war. Wissenschaftsgeschichtlich dagegen war die vorschnelle Unterordnung linguistischer unter aussersprachliche Gegebenheiten eher ein Pyrrhussieg: Sie löste zwar eine enorme Blüte dialektgeographischer Tätigkeiten aus, war aber gerade dadurch nach der Meinung von JAN GOOSSENS auch an der Verspätung mitschuldig, mit der neuere linguistische Ideen im deutschsprachigen Raum aufgenommen wurden (1977, 140).

Der Erfolg der Dialektgeographie besiegelte in der Tat für mehrere Jahrzehnte eine eigentliche Abkehr der (deutschen) Dialektologie von der Linguistik. Das gräulichste Zeichen dafür war der Ersatz des linguistischen Vokabulars durch eine infanteristische Terminologie, welche die Lektüre etwa eines FRINGS-Textes zur physischen Qual werden lässt. Aber auch sie konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass der historische Atlas den Zusammenhang zwischen dem Sprachsystem, seinem Sitz in Gesellschaft und Geschichte und letztlich eben doch auch dem Zungenmuskel nicht besonders vollständig zu erklären vermag.

Dabei hatte Otto Bremer schon 1893 eine Skizze dieser Zusammenhänge vorgelegt. Nach seiner Auffassung gingen die Dialekte aus einem Zusammenspiel von apriori gesetzten Dialektregionen und von sozial gesteuerten innersprachlichen Ausbreitungsvorgängen hervor. Während seine Dialektregionen auf zweifelhaften Grundlagen beruhten, hat Bremer das Innersprachliche auf sehr moderne Weise gesehen. Aber da er seine Theorie in einer gehässigen Kritik an Wenkers Sprachatlas vorbrachte, brachte er sie um ihren Erfolg (HAAS 1995).

* * *

Man mag von der frühen Dialektologie halten, was man will – der Wagemut verdient Bewunderung, mit dem sie sich empirisch der sprachlichen Realität des Alltags stellte. Dass sie sich gleichzeitig bemühte, die Idee des homogenen Sprachraums zu retten, zeugt von der Unerwartetheit ihrer Ergebnisse und der Macht alter, prototypischer Vorstellungen.

In die gleiche Ordnung des Denkens gehören die Anstrengungen um die homogene Ortsmundart. Wenker hatte nach dem „ortsüblichen Platt“ gefragt, wie wenn das ortsübliche Platt ein frag- und problemloses Objekt gewesen wäre. Wenker war in Bezug auf die Ortsüblichkeit immerhin etwas vorsichtiger als GILLIÉRON, der nachträglich nicht selten feststellen musste, dass seine Gewährspersonen gar nicht aus dem Ort stammten, für dessen Sprache sie hätten Gewähr stehen sollen (POP 1950, 129). Aufgrund der spezifischen französischen Verhältnisse war GILLIÉRON dagegen vorsichtiger als der Rheinländer Wenker, was das Alter der Antwortenden betraf. Aber auch in Deutschland war es für Otto Bremer als Niederdeutschen und aufgrund seiner Sprachwandeltheorie schon früh selbstverständlich, dass man sich um das Alter der Gewährspersonen zu kümmern hatte.

Die Frage nach dem Alter der Gewährspersonen verrät nun natürlich einen grundlegenden Zweifel an der Einheitlichkeit der Ortsmundart. Dass dieser Zweifel

berechtigt war, konnte LOUIS GAUCHAT 1905 empirisch eindrücklich anhand einer frankoprovenzalischen Mundart des Kantons Freiburg nachweisen: „L’unité du patois [...] est nulle“ (1905, 222); mit diesem provokativ formulierten Ergebnis erschreckte er manche Dialektologen zutiefst.

GAUCHAT hatte eine phonetische Variable bei jüngeren, mittleren und älteren Sprechern der gleichen Ortsmundart untersucht. Dabei stellte er jene nunmehr klassischen Generationenunterschiede fest, die wir aus WILLIAM LABOVs Arbeiten so gut kennen, und die GAUCHAT schon im Sinne des *apparent time*-Modells interpretiert hat. LABOV soll GAUCHAT in einem Proseminar WILLIAM G. MOULTONS kennengelernt haben,⁹ und MOULTON seinerseits war mit GAUCHAT vertraut, da er seine Dissertation über die deutschen und französischen Grenzdialekte in der Schweiz geschrieben hatte. Die Anekdote ist, gerade für uns Schweizer, natürlich hübsch. Das kann uns aber nicht vergessen lassen, dass GAUCHAT mit seiner Formulierung die „Zerstörung“ des Dialekts auf die Spitze getrieben hatte. Nach GAUCHAT gab es nicht nur keine Dialektregionen mehr, es gab nicht einmal mehr die Ortsmundart als einheitliches Gebilde!

Die theoretischen Probleme, die sich aus einer solchen Einsicht ergeben müssten, wurden zunächst eher verdrängt. Man hat der Dialektologie gerne Theoriefeindlichkeit unterschoben. Doch auch dies beruht letztlich auf ihrer empirischen Grundhaltung. In der täglichen Arbeit bedrängten den Dialektologen methodische Probleme weit mehr als theoretische Überlegungen.¹⁰ Ein unerwartetes Zeugnis für diese Bedrängnis findet sich in der Dissertation von RUDOLF HOTZENKÖCHERLE, der sicher nicht zu Hysterie geneigt hat: „Mein erstes Erlebnis in Mutten war das einer gelinden Verzweiflung“ (1934, 26) – Verzweiflung angesichts der unerwarteten Variabilität in der Mundart einer sehr peripheren, isolierten Ortschaft. Auch das Problem der inhomogenen Ortsmundart versuchte man über die Methode zu lösen: Welches Material war zu erheben, damit daraus ein möglichst homogener Dialekt zu rekonstruieren war, trotz und gegen GAUCHAT?

Wir kennen die Lösung: Man befragte ältere, ortsfeste, eher bildungsferne Personen. Nur darüber, ob Frauen oder Männer vorzuziehen seien, gingen die Meinungen auseinander. Die Beschränkung auf ortsfeste Personen sollte ortsübliche Sprache garantieren. Die Beschränkung auf eher bildungsferne Personen sollte ein Material garantieren, das möglichst wenig Einfluss der Standardsprache aufwies. Und die Bevorzugung der Ältern entspringt dem Bestreben, möglichst archaisches Material zu gewinnen. Dies passte nicht nur in die historische Ausrichtung der älteren Sprachwissenschaft, es entsprach auch einer von Anfang an immer wieder betonten musealen Aufgabe der Dialektologie, nämlich Material für die Wissenschaft zu retten, das vom sicheren Untergang bedroht war.

9 Persönliche Mitteilung von WILLIAM G. MOULTON; leider habe ich versäumt, WILLIAM LABOV nach seiner Erinnerung an jenes Seminar zu befragen.

10 So ist es etwa zu erklären, wenn mir einer der Exploratoren des SDS einmal gesagt hat, die Semantik sei „das Einfachste“: Man deutet auf ein Ding und erhält das Wort; natürlich dachte er an die Erhebungsmethode, nicht an die Semantik.

Am liebsten hätte man eine einzige Person pro Ort befragt.¹¹ Aber das war nur selten möglich, weil die meisten Befragten nicht gleichermassen in der landwirtschaftlichen wie in der hauswirtschaftlichen Terminologie zu Hause waren. So gibt es z. B. nur ganz wenige Aufnahmen des Sprachatlas der deutschen Schweiz, die mit einer einzigen Gewährsperson durchgeführt werden konnten. Wo das einmal möglich war, etwa in Freiburg 11, entsprach der Gewährsmann, der einfach alles wusste, nicht den üblichen Kriterien – was natürlich hätte zu denken geben sollen. Aber das wollen wir jetzt nicht nachholen . . .

Eine weitere Einschränkung der Materialdisparität wurde durch die Erhebungsmethode der Dialektgeographie erzielt. In der Regel wurden isolierte Einzelwörter abgefragt, eine Methode, die KARL JABERG „brutal“ genannt hat (1928, 239), die aber gut abgegrenzte Sprachstücke ergab und eine Erhebung in vertretbarer Zeit garantierte. Nochmals eingeschränkt wurde die mögliche Disparität des Materials dadurch, dass z. B. die Fortsetzungen von mhd. *â* über den ersten Vokal im Wort *Abend* erhoben wurden – ein Vorgehen, das letztlich durch die These von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze legitimiert wurde.

Eine kleine Zahl von Informanten vertritt also die Sprachgemeinschaft, ein isoliertes Wort vertritt eine ganze etymologische Klasse. Wir können nur darüber staunen, dass dies für manche Fragen gar nicht einmal so schlecht funktioniert. Wir können uns so HOTZENKÖCHERLES „gelinde Verzweiflung“ ersparen. Nicht ersparen sollten wir uns allerdings wenigstens ein leichtes Gruseln, wenn wir die enormen Hypothesengebäude bedenken, die wir auf so schmale Fundamente zu türmen pflegen.

Dennoch denke ich, dass die dialektologische Versuchsanordnung wenigstens in einer Beziehung absolut vertretbar ist: Die aussersprachlichen Variablen müssen kontrolliert werden, wenn man vergleichbare Ergebnisse erzielen will. In dieser methodischen Beziehung waren die Dialektologen seit GILLIÉRON ausgesprochen problembewusst, auch wenn für GILLIÉRON selber „Ehrlichkeit“ des Materials noch fast ausschliesslich „ungeschönt“ in phonetisch-transkriptorischer Hinsicht bedeutet hat.

Die aussersprachlichen Variablen müssen kontrolliert werden. Aber das eigentliche Problem ist nicht methodisch, sondern sprachtheoretisch: Warum soll nur die Sprache *eines* Gesellschaftsausschnitts erhoben werden, die Sprache anderer Ausschnitte dagegen nicht – wenn man doch schon weiss, dass die Einheit des Ortsdialekts fragwürdig ist? Kennzeichnet nicht Variabilität den Urzustand, oder besser: den Normalzustand der Sprache?

Die Tragik der Dialektologen bestand meines Erachtens darin, dass sie mit grossem Aufwand und über ingeniose methodische Tricks jene Homogenität empirisch auffinden wollten, von der sie wussten, dass sie nicht existiert (sonst hätten sie den Aufwand nicht getrieben, weil er nicht nötig gewesen wäre). Auch diese

11 GILLIÉRON strebte dieses Ziel an, erreichte es aber nicht immer (POP 1950, 125); für die moderneren Atlanten mit ihren ausgeprägten lexikalischen Interessen erwies es sich weder als machbar noch als wünschbar.

Aporie konnte mit dem Etikett der Wissenschaftlichkeit gerechtfertigt werden, und die Dialektologen waren nicht allein. Völlig vergleichbare Probleme hatte der behavioristische Strukturalismus, der sich mit Überzeugung als empirische Wissenschaft verstand, aber am Glauben festhielt, die Sprache sei ein System, *où tout se tient*. Wenn man BERNARD BLOCHS berühmtes *Set of Postulates for Phonemic Analysis* von 1948 liest, bewundert man die kunstvolle Lenkung der Empirie, mit der BLOCH das *system ou tout se tient* herbeizuzwingen versuchte.

Die dialektologische Versuchsanordnung war weder falsch, noch lächerlich oder gar des Teufels. Sie gehört im Gegenteil zu den frühen und sorgfältig überlegten Verfahren der empirischen Sprachwissenschaft. Ihr verdanken wir es, dass das alte Material weiterhin verwendet werden kann, weil seine Position im Sprachleben einigermaßen abschätzbar ist und dadurch vergleichbar bleibt mit neuerem Material. Aber die Versuchsanordnung war unvollständig und hatte deshalb seltsame Konsequenzen. „Dialekt im Alltag“ ist der Titel einer wichtigen Arbeit zur neueren Dialektologie und gleichzeitig eine *contradictio in adjecto*: Was ist denn Dialekt anderes als eben die Sprache des Alltags? Aber der Titel setzt natürlich den Dialekt der Sprechenden dem Dialekt der Dialektologen gegenüber, aus dem der Alltag mit Hilfe einer ausgetüftelten Methodik gründlich vertrieben worden war. Der Titel steht für eine Wende in der Auffassung des Gegenstands unserer Wissenschaft (CHRISTEN 1998).

* * *

Die methodischen Kniffe der Dialektologen sorgten dafür, dass GAUCHATS Entdeckung kaum unmittelbare Folgen für die Inhalte der Dialektologie zeitigte. Erst in den letzten drei Jahrzehnten hat die sprachwissenschaftliche Forschung die Inhomogenität und Variabilität der örtlichen Sprachrealität nicht nur wahrgenommen sondern zu einem zentralen Thema gemacht.¹² Dazu beigetragen hat ironischerweise der dramatische Rückgang der alten Mundarten. Auf weiten Gebieten des deutschen Sprachraums wurden die Dialekte durch standardnahe Sprechweisen ersetzt. Es waren genau jene Sprechweisen, die man bisher mit grossem methodischem Aufwand vom Material fernzuhalten versucht hatte. Nun aber konnten standardnahe Sprechweisen sogar aus der dörflichen Realität nicht mehr ausgeschlossen werden. Dies erzwang von den Dialektologen sozusagen die Beachtung auch des Standardsprachlichen – wenn sie nicht ihren Job verlieren wollten. Endlich mussten all die „Misch-“ und „Zwischenformen“ zwischen Grundmundart und gesprochenem Standard beachtet werden. Dabei stiess man, für viele unerwartet, nicht auf chaotische Zustände.

12 Es hätte weder der rituellen Textsorte „Eröffnungsreferat“ noch der kollegialen Vorsicht entsprochen, Autorinnen und Autoren zu nennen, welche die neueren und neuesten Tendenzen der Dialektologie nicht nur vertreten, sondern wesentlich mitbestimmt haben und von denen manche im Publikum sassen. Die Vorträge des Kongresses haben gezeigt, dass manches, was ich als „Forderung“ formuliere, heute die Diskussion bestimmt. Einen Überblick auch über die neueren Tendenzen bieten NIEBAUM / MACHA (2006).

Schon GAUCHAT hatte gezeigt, dass die Generationen die Sprachmittel nicht willkürlich mischten. Jetzt aber erwies sich, dass sich auch in dem vielberufenen Bereich zwischen Mundart und Standardsprache bestimmte Merkmale zu Verdichtungszone zusammenschlossen, zu Mengen kookkurrierender Merkmale. Die Existenz solcher Verdichtungszone weist darauf hin, dass die Sprechenden ihre Sprachmittel nach bestimmten Regelmässigkeiten und nicht beliebig verwenden. Diese Regelmässigkeiten zu ergründen wurde nun zu einer zentralen Aufgabe auch der Dialektologie.

Nach amerikanischen und japanischen Vorläufern, die hierzulande kaum zur Kenntnis genommen wurden, erweiterte GÜNTER BELLMANN mit seinem „Mittelrheinischen Sprachatlas“ (MRhSA) auch die traditionelle sprachgeographische Versuchsanordnung so, dass nicht nur die Grundmundart, sondern auch die „Zwischenschicht“ systematisch erhoben und geographisch dargestellt werden konnte. BELLMANN'S Projekt stiess zunächst auf Bedenken der Sprachgeographen, und zwar wieder einmal aus methodischen Gründen. Man hielt die Grundmundart für eine relativ sicher erhebbare Grösse, da allen Gewährspersonen die gleiche Frage nach der ältesten erinnerten Form gestellt werden konnte. Demgegenüber schien eine mittlere Schicht nicht mit der gleichen intersubjektiven Übereinstimmung anzielbar zu sein. Die Ergebnisse haben die Befürchtungen nicht gestützt. Dies liegt daran, dass die Zwischenschichten eben nicht ungegliederte Kontinua sind.

In Regionen, wo der Rückgang der Dialekte weniger dramatisch ausfiel, etwa in der deutschen Schweiz, stehen sich die dialektalen Mittel und die standardsprachlichen nach wie vor schroffer gegenüber. Deshalb hält man hier weiterhin an der Annahme fest, dass zwischen Dialekt und Standard keine Zwischenschichten existieren. Aber seit mehr als hundert Jahren beklagen sich die Germanisten über die schlechte Mundart vieler Sprecher, die OTTO VON GREYERZ geradezu eine „dritte Sprache“ genannt hat, „das klägliche Ergebnis von Notwendigkeit und Trägheit“ (1892, 13). Die Zwischenschicht existierte also, aber sie durfte nicht, und diese sprachkritische Haltung ist volksläufig geworden. Der Unterschied zu den soziolinguistischen Verhältnissen in Deutschland oder in Österreich besteht darin, dass die Schweizer Sprecher die Ideologie der „reinen Mundart“ zwar ebenfalls nicht leben können, aber dass sie sie teilen. Und dies hält ihre Realisierungen in der Nähe des dialektalen Pols.

Im Grunde ist es ja grotesk, wie wenig wir über die Formen des Deutschen wissen, die von der überwiegenden Mehrheit der Deutschsprachigen im Alltag tatsächlich gesprochen werden. Man hat sie mit dem schlecht definierten Terminus „Umgangssprache“ zu fassen versucht, man hielt sie für etwas eher Stilistisches, Fluktuierendes, auf jeden Fall für etwas, das die Systematizität der Standardsprache auf der einen Seite oder der Mundarten auf der andern Seite vermissen liess.¹³ Wir neigen heute eher zur Annahme, dass die angebliche Unsystematizität der Umgangssprachen nicht an den Umgangssprachen selber liegt. Sie ist die Schuld der

13 BICHEL (1973) bietet eine äusserst gut informierte Übersicht über die ältern Meinungen und Terminologievorschläge zu den Sprachformen zwischen „Mundart und Hochsprache“, die diesen Sprachformen Systematizität meist absprechen (z. B. S. 166).

Linguisten, die den Umgangssprachen (noch) nicht ihre Methoden der Variantenreduktion haben angedeihen lassen, welche die beiden andern Pole zu scheinbar so einheitlichen Systemen werden liessen.

* * *

Die Umgangssprachen haben etwas von den Dialekten ererbt: Eine gewisse Regionalität. Und jetzt könnte sich auf einer etwas höheren Ebene wiederholen, was bei den Dialekten geschah: Wir könnten nach den klaren Grenzen der Umgangs- oder Regionalsprachen suchen. Mit dem gleich geringen Erfolg wie bei den Dialekten.

Wenn wir in diesen Dingen auf einen grünen Zweig kommen wollen, bleibt uns vermutlich nichts Geringeres übrig, als die Grundannahmen der Linguistik zu verändern. Wir haben uns zunächst einmal zu erinnern, dass der Terminus *Dialekt* seit jeher ein vergleichender Terminus war. Wer „Dialekt“ sagt, meint immer *eine* Sprache unter *andern* (oder eine Sprachform oder eine Varietät oder einen Stil oder ein Register oder wie immer der gerade bevorzugte Ausdruck lautet – aber immer unter *andern*). Durch lange Indoktrination haben wir gelernt, uns vorzustellen, dass es eine *einzig* *Sprache* geben könnte – aber ein *Dialekt* kommt sicher nie allein. Das war bei den alten Griechen so, die das Wort terminologisiert haben (ALINEI 1980), das ist bei den generativen Grammatikern nicht anders, wenn sie behaupten „in my dialect (a) is possible, (b) isn't . . .“. Dialektologie wäre somit eine Wissenschaft, die sich mit Varietäten im Vergleich und im Zusammenspiel beschäftigt. Der (sehr theoretischen) Linguistik könnte auch *my dialect* allein genügen, was vieles erleichtert, aber kommunikativ doch eher problematisch sein dürfte.

Die überwältigende Mehrheit aller dialektologischen Arbeiten stellt seit Anbeginn die geographische Variation ins Zentrum des Interesses. Darüber sind bis in die jüngsten Zeiten die Zwischenschichten bewusst vernachlässigt worden. Man wusste seit langem, aber wir akzeptieren jetzt endlich, dass sich über der geographischen Variation auch andere Arten der Variation feststellen lassen, die ins Bild einbezogen werden müssen. Die geographische Varianz ist nur eine unter vielen Arten der Variation, aber offensichtlich, wie sich in der Regionalsprachenforschung zeigt, nach wie vor die grundlegende Varianz.

Der Punkt ist aber, dass sich die Dialektologie seit jeher immer um die Untersuchung ähnlicher Sprachsysteme bemüht hat, dass im Zentrum ihres Interesses immer Varianz und Vergleich standen. Und das ist das Wichtigste, was sie zur Sprachtheorie beitragen kann. Seither haben wir immer mehr Varianz entdeckt. Es scheint nur noch Varianten zu geben, die wir mit allen möglichen Parametern korrelieren, um wenigstens eine Illusion der Geordnetheit zu retten. Aber diese Bemühungen um die heilsversprechenden Parameter könnten auch bloss das Muster der alten dialektologischen Kategorisierungen fortsetzen. Um wirklich aus diesem Muster ausbrechen zu können, ist es geraten, sich an die volkstümlichen Auffassungen von Dialekt zu erinnern, die ohne mit der Wimper zu zucken ähnliche Individualsysteme zu einem Ortssystem zusammenfassen können, zur Mundart von Kerenzen etwa, und

ähnliche Ortssysteme zu einem Regionaldialekt, zum Rheinischen Platt etwa oder zum Luzerndeutschen.

Man könnte sagen, dass die volkstümlichen Zusammenfassungen nicht wissenschaftlich seien, weil sie inkonsequent klassifizieren. Man könnte aber auch sagen: Unsere wissenschaftlichen Kategorisierungen und Ideologien sind zu plump, zu „aristotelisch“, um die Sprache adäquat verstehen zu können. Wir müssen uns z. B. Fragen der folgenden Art stellen:

- Wie kommt es, dass wir bestimmte Variantenkonfigurationen als ortstypisch be- greifen, als „unsere Sprache“?
- Wie kommt es, dass wir andere Variantenkonfigurationen nicht als ortstypisch auffassen, und sie dennoch verstehen, ohne sie gelernt zu haben?
- Wie kommt es, dass wir andere Variantenkonfigurationen nicht als ortstypisch auffassen, und sie dennoch gebrauchen, ohne es zu merken?
- In welchem Verhältnis stehen aktiver und passiver Sprachbesitz?

Um Fragen dieser Art angehen zu können, müssen wir die Idee vom geschlossenen System als das nehmen, was sie ist: Eine hie und da nützliche Hilfskonstruktion zur Sortierung des Materials. Als Abbild der Kompetenz taugt aber offenbar nur eine polylektale Grammatik, wie man eine Weile lang zu sagen pflegte (BAILEY 1973).

Aber Polylektalität allein genügt nicht. Es muss eine polylektale Grammatik sein, deren Lekte systematisch aufeinander bezogen sind, und zwar über vielerlei Be- züge, von natürlich-phonologischen über semantische und kognitive bis zu sozialen Bezügen. Es könnte sein, dass die polylektale Grammatik um einen prototypischen Kern organisiert sein muss, damit wir einige Merkmale als fraglos zu unserm Dialekt gehörig erkennen, andere, durchaus verständliche, aber nicht.

Für mich bleibt eine der faszinierendsten Entdeckungen LABOVs jene, dass die unkontrollierte Sprechweise am regelmässigen sei, das heisst hier: am vari- antenärmsten (z. B. LABOV 1972, 208). Das widerspricht den Vorurteilen über die Umgangssprache, aber es erinnert an Beobachtungen des alten SCHMELLER (1821, 21) von der Regelmässigkeit der Sprachentwicklung bei den schriftfernen Sprechern, und es erinnert an die Ideen von der idealen Regelmässigkeit der Sprache, wie sie seit Jahrtausenden bis hin zum idealen Sprecher/Hörer vertreten wurden. Irgend etwas muss daran wahr sein – oder zumindest kognitiv nützlich. Vielleicht ist Re- gelmässigkeit eine (wenn nötig konstruierte und konstruierbare) Eigenschaft der prototypischen Kerngrammatik.

*Time is an ocean, but it ends at the shore:*¹⁴ Varianz ist zwar allgegenwärtig und unermesslich, aber nicht unbegrenzt. Umschliessen diese Grenzen Gebiete „gleichen“ Dialekts? Gibt es doch eine höhere Einheit über den Ortsdialekten?

Vielleicht sind die naiven Sprecher nicht nur naiv, wenn sie glauben, „Luzern- deutsch“ sei eine Art Realität. Darin mag sich eine Neigung des menschlichen Geistes spiegeln, Elemente aufgrund prototypischer Eigenschaften zu grösseren

14 BOB DYLAN: Oh Sister (1976), LP Desire, CBS 86003.

Einheiten zu klassifizieren, dort, wo dies die beste Lösung ist. Vermutlich spiegelt sich darin sogar eine Eigenschaft der Sprachfähigkeit, die über Klassifizierung hinausgeht, nämlich die Fähigkeit, sprachliche Varianten sozusagen aus sich selbst entstehen zu lassen und ihnen die Symptome der Familienähnlichkeit zu belassen. Im Unterschied zur Konstruktion des homogenen Idiolekts ist Sprachvergleich kein akademisches Spiel, sondern ein Bestandteil der Sprachkompetenz, eine der Grundlagen der Kommunikation. Wir sollten uns der Volkslinguistik annähern – nicht um uns an ihren krausen Gedanken zu delectieren, sondern um die Kategorisierungsverfahren besser zu verstehen, die dahinter stecken. Ich möchte mich nicht weiter von der Idee irritieren lassen, dass es keine Verbindung zwischen dem normalen Denken und dem wissenschaftlichen geben soll. Ich möchte begreifen, warum so naive, so volkstümliche Vorüberzeugungen, wie sie Wenker zu Beginn seines Unternehmens hatte, zu einem so erfolgreichen Wissenschaftszweig führen konnten.

Schon heute aber denke ich, dass die Frage, ob Dialektologie Linguistik sei, verkehrt gestellt ist. Es müsste heißen, ob Linguistik ohne die dringenden Fragen, welche die Dialektologie seit ihrem Anbeginn umtreiben, überhaupt der Mühe wert sei.

LITERATUR

- ALINEI, MARIO (1980): Dialect: A dialectical approach. In: GÖSCHEL, JOACHIM / PAVLE IVIC / KURT KEHR (Hg.): Dialekt und Dialektologie. Ergebnisse des internationalen Symposiums „Zur Theorie des Dialekts“, Marburg / Lahn, 5.–10. September 1977. Wiesbaden: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte Neue Folge. 26), 11–42.
- ASCOLI, ISAIA (1878 [recte 1874]): Schizzi franco-provenzali. In: Archivio glottologico italiano 3, 61–120.
- BAILEY, CHARLES-JAMES N. (1973): Variation and Linguistic Theory. Arlington: Center for Applied Linguistics.
- BICHEL, ULF (1973): Problem und Begriff der Umgangssprache in der germanistischen Forschung. Tübingen: Niemeyer (Hermaea. 32).
- BLOCH, BERNARD (1948): A set of postulates for phonemic analysis. In: Language 24, 3–46.
- CHRISTEN, HELEN (1998): Dialekt im Alltag. Eine empirische Untersuchung zur lokalen Komponente heutiger schweizerdeutscher Varietäten. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik. 201).
- DSA = Deutscher Sprachatlas. Aufgrund des von GEORG WENKER begründeten Sprachatlas des Deutschen Reichs [...] in vereinfachter Form bearbeitet [...] unter Leitung von FERDINAND WREDE, fortgesetzt von WALTHER MITZKA und BERNHARD MARTIN. Marburg: Elwert 1927–1956.
- GAUCHAT, LOUIS (1905): L'unité phonétique dans le patois d'une commune. In: Aus romanischen Sprachen und Literaturen. Festgabe für Heinrich Morf. Halle (Saale): Niemeyer, 175–232.
- GOEBL, HANS (1986): Typophilie und Typophobie. Zu zwei problembeladenen Argumentationstraditionen innerhalb der Questione ladina. In: HOLTUS, GÜNTER / KURT RINGGER (Hg.): Raetia antiqua et moderna. Wilhelm Theodor Elwert zum 80. Geburtstag. Tübingen: Niemeyer, 513–536.
- GOEBL, HANS (2004): Joseph-Pierre Durand (de Gros), 1826–1900. Ein weitgehend vergessener Protagonist in der Ascoli-Meyer-Paris-Debatte über die Existenz von Dialekten. In: GIL, ALBERTO / DIETMAR OSTHUS / CLAUDIA POLZIN-HAUMANN (Hg.): Romanische Sprachwissenschaft. Festschrift für Christian Schmitt zum 60. Geburtstag. Frankfurt/Bern: Lang, 169–192.

- GOOSSENS, JAN (1977): Deutsche Dialektologie. Berlin: Walter de Gruyter (Sammlung Göschen. 2205).
- GREYERZ, OTTO VON (1892): Die neuere Sprachentwicklung in der deutschen Schweiz. Zürich: Müller.
- HAAS, WALTER (1990): Jacob Grimm und die deutschen Mundarten. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 65).
- HAAS, WALTER (1995): Wenker contra Bremer oder: Empirie und Theorie des Dialekts. In: CAJOT, JOSÉ / LUDGER KREMER / HERMANN NIEBAUM (Hg.): *Lingua theodisca*. Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft. Jan Goossens zum 65. Geburtstag. Münster, Hamburg: Lit (Niederlande-Studien. 16), 331–340.
- HOTZENKÖCHERLE, RUDOLF (1934): Die Mundart von Mutten. Laut- und Flexionslehre. Frauenfeld: Huber (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik. 19).
- JABERG, KARL / JAKOB JUD (1928): Der Sprachatlas als Forschungsinstrument. Kritische Grundlegung und Einführung in den Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz. Halle (Saale): Niemeyer.
- KNOOP, ULRICH / WOLFGANG PUTSCHKE / HERBERT ERNST WIEGAND (1982): Die Marburger Schule: Entstehung und frühe Entwicklung der Dialektgeographie. In: BESCH, WERNER / ULRICH KNOOP / WOLFGANG PUTSCHKE / HERBERT ERNST WIEGAND (Hg.): *Dialektologie*. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin: Walter de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 1.1), 38–92.
- LABOV, WILLIAM (1972): *Sociolinguistic patterns*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press (Conduct and Communication. 4).
- MARTIN, BERNHARD (1933): Georg Wenkers Kampf um seinen Sprachatlas (1875–1889). In: Von Wenker zu Wrede. Dem Herausgeber des „Deutschen Sprachatlas“ Ferdinand Wrede zum siebenzigsten Geburtstag von seinen Marburger Mitarbeitern. Marburg: Elwert, 1–37.
- MEYER, PAUL (1875): [nach Ascoli 1878]. In: *Romania* 4, 293–296.
- MOULTON, WILLIAM G. (1960): The short vowel system of northern Switzerland. In: *Word* 16, 155–182.
- MRhSA = Mittelrheinischer Sprachatlas. Hg. von GÜNTER BELLMANN / JOACHIM HERRGEN / JÜRGEN ERICH SCHMIDT. 5 Bde. Tübingen: Niemeyer 1994–2002.
- NIEBAUM, HERMANN / JÜRGEN MACHA (2006): Einführung in die Dialektologie des Deutschen. 2., neubearbeitete Auflage. Tübingen: Niemeyer.
- PARIS, GASTON (1888): Les parlers de France. In: *Revue des patois gallo-romans* 2, 1888, 161–175. Zitiert nach: PARIS, GASTON: *Mélanges linguistiques*. Paris: Champion, 1909, 432–448.
- POP, SEVER (1950): *La dialectologie*. Aperçu historique et méthode d'enquêtes linguistiques. 2 vol. Louvain: Chez l'auteur.
- SCHMELLER, JOHANN ANDREAS (1821): Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt. München: Thienemann [Reprint München: Hueber 1929].
- SDS = Sprachatlas der deutschen Schweiz. Hg. von RUDOLF HOTZENKÖCHERLE / PAUL ZINSLI / RUDOLF TRÜB. 8 Bde. Bern: Francke, 1962–1997, Abschlussband 2003.
- STALDER, FRANZ JOSEPH (1819): Die Landessprachen der Schweiz oder Schweizerische Dialektologie, mit kritischen Sprachbemerkungen beleuchtet. Aarau: Sauerländer.
- WIESINGER, PETER (1983): Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: BESCH, WERNER / ULRICH KNOOP / WOLFGANG PUTSCHKE / HERBERT ERNST WIEGAND (Hg.): *Dialektologie*. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin: Walter de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 1.2), 807–900.
- WREDE, FERDINAND (1919/1963): Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mundartenforschung. In: WREDE, FERDINAND (1963): *Kleine Schriften*. Hg. von LUISE BERTHOLD / BERNHARD MARTIN / WALTHER MITZKA. Marburg: Elwert, 331–344.